

Solidarität in Kirche und Zivilgesellschaft

Pfingsttreffen Bremen
3. Juni 2017

Präsident

Ulrich Lilie
Caroline-Michaelis-Straße 1
10115 Berlin
Telefon: +49 30 65211-1763
Telefax: +49 30 65211-3763
praesidialbereich@diakonie.de

Solidarität in Kirche und Zivilgesellschaft

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Brüder und Schwestern,

Solidarität, Gerechtigkeit und Nächstenliebe

ich erinnere mich noch gut an eine heftige politische Diskussion mit einem führenden Sozialdemokraten aus Nordrhein-Westfalen vor über vierzig Jahren. Ich war jung und die Partei warb damals mit einem Slogan für „Mehr Solidarität“ - und mein Gesprächspartner meinte, dass man mit solch alten Vokabeln angesichts des für breite Bevölkerungsschichten steigenden Wohlstands keine Wahlkämpfe mehr gewinnen könne. Wahlen würden heute in der Mitte gewonnen. „Mit Solidarität, mein Lieber,“ sagte der Wahlkämpfer, „mit Solidarität locken Sie heute keinen mehr in Wahlkabine!“ Wie sich die Zeiten ändern, liebe Damen und Herren.

Solidarität ist eines der Gesichter der Nächstenliebe.

Schon die Autoren des Alten Testaments lehren, dass es einen Zusammenhang von Recht, Erbarmen und Gotteserkenntnis gibt. Die auf den menschenfreundlichen Gott setzen, sind aufgefordert für das Wohlergehen der Verarmten, Fremden und Schwachen einzutreten. Das ist biblische Solidarität. Und soziale Gerechtigkeit, Befähigungs- und Teilhabegerechtigkeit dürfen nicht zufällig sein, sie brauchen Verlässlichkeit. Almosen, spontane Wohltätigkeit und barmherzige Zuwendung sind ein erster, spontaner Ausdruck von Solidarität, sie sind

unverzichtbar für eine humane Gesellschaft, aber allein können sie nicht für gerechtere Lebensverhältnisse sorgen, nicht Rechtsansprüche ersetzen, an denen sich die gleiche unveräußerliche Menschenwürde für alle Menschen als Anspruch einer humanen und sozialen Demokratie messen lassen muss. Gerechtigkeit braucht Verlässlichkeit, sozialgesetzliche Ausgestaltung - sie mitzugestalten sehe ich als eine zentrale Aufgabe von Kirche und von Diakonie als Partner in der Zivilgesellschaft an.

Was bedeutet das konkret?

Ich möchte das anhand des Mottos unseres Schwerpunktthemas „Wir sind Nachbarn. Alle!“ durchbuchstabieren. Dieses Motto hat uns in der Diakonie in den letzten beiden Jahren durch eine Vielzahl von Projekten, Diskussionen und Kontroversen begleitet. Gute Nachbarschaft, lebenswerte Gemeinwesen, die gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe aller, das friedliche Zusammenleben verschiedener Menschen - das sind ureigene Anliegen christlicher Gemeinschaften: „Es sind verschiedene Gaben, aber es ist ein Geist“, dieses bekannte Wort aus dem 1. Korintherbrief, drückt in aller Kürze die biblische Wertschätzung der Vielfalt, von Verschiedenheit und Anders-Sein aus. Für die Gestaltung der Lebensrealität in den Stadtteilen, Quartieren und ländlichen Räumen ist diese Orientierung wichtig und zugleich eine echte Herausforderung! Damit Menschen in guter Nachbarschaft, nicht nur nebeneinander, sondern tatsächlich zusammen leben, lernen, wohnen und arbeiten und gemeinsam mit anderen Perspektiven entwickeln können, sind entsprechende rechtliche, strukturelle und finanzielle Voraussetzungen notwendig. Die soziale und kulturelle Infrastruktur muss solche Entwicklungen befördern, sie müssen entsprechend ausgebaut und nachhaltig finanziert werden.

Auch im reichen Deutschland gibt es große Unterschiede in den Lebensverhältnissen. Der Wohlstand in unserem Land ist ungleich verteilt. Ob ein Kind Bildungs- und Teilhabechancen hat, hängt nicht mehr nur von der sozioökonomischen Herkunft seiner Familie ab, sondern entscheidet sich zunehmend auch an der Frage, in welcher Region unseres Landes dieses Kind aufwächst. Auch an dieser Entwicklung etwas zu ändern, sehe ich als wichtige gemeinsame Aufgabe von Kirche und Diakonie an.

Unsere Gesellschaft wird vielfältiger. Nicht nur durch die zu uns geflüchteten Menschen aus kriegs- und krisengeschüttelten Ländern der Welt, sondern auch durch die Pluralisierung der

Lebensmodelle und Milieus, der Religionen und Weltanschauungen. Wer setzt die Maßstäbe? Wessen Interessen beeinflussen die Entwicklung unserer Gesellschaft? Spielen die besonderen Lebenslagen der tatsächlich Armen, der Menschen mit Behinderung, der Kranken und Sterbenden, der Kinder und Alten, der Alleinerziehenden eine prägende Rolle? Unterschiedliche Lebenssituationen, verschiedene Lebenskonzepte und ihre individuellen Lebensgeschichten sind selbstverständlich Teil unserer Gesellschaft.

Solche Unterschiede sind nicht einfach nur bunt und schön, sie können zu Konflikten führen, zu Abgrenzung und Ausgrenzung, auch zu Gewalt. – Aber das ist nicht zwangsläufig. Darum muss Vielfalt in einer Gesellschaft bewusst gestaltet werden. Und das ist kein Tagewerk, das ist eine bleibende Aufgabe, die jeden Tag die Aufmerksamkeit, die Lernbereitschaft und das Engagement aller verlangt.

Die Diakonie setzt sich in vielen Projekten in ihren Einrichtungen und Diensten dafür ein, dass die zunehmende Vielfalt als Reichtum und großes Potenzial unserer Gesellschaft erlebt und genutzt und Konflikte friedlich gelöst werden können. Niemand soll aufgrund seiner Verschiedenheit in das gesellschaftliche Abseits gedrängt und ausgegrenzt werden: Die 65 000 unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge, die bei uns leben, genauso wenig, wie die 1,5 Millionen alleinerziehenden Mütter. Die etwa 1,6 Millionen an Demenz erkrankten alten Menschen - besonders im ländlichen Raum ist deren Situation oft besonders schwierig. Und auch nicht die 3 Millionen Kinder, die unterhalb der Armutsgrenze leben.

Gute Nachbarschaft ist darum ein hochpolitisches Thema – und Kirche wie Diakonie können hier eine wichtige integrierende und vernetzende Rolle übernehmen.

Es geht um soziale Gerechtigkeit und Teilhabe.

Es geht um Mittelverteilung und Investitionen.

Es geht um Zugänge zu Unterstützungs-, Bildungs- und Hilfsangeboten und um individuelle Rechtsansprüche.

Es geht um die Frage, wie wir in einem religiös bunter, säkularer und älter werdenden Deutschland miteinander leben wollen.

Die Diakonie arbeitet für eine offene, vielfältige, sozial gerechte und inklusive Gesellschaft. Wir treten also zunächst für eine Vision, für eine biblisch inspirierte Idee von Zusammenleben ein. Darum tritt Diakonie auch mit einer klaren Haltung gegen Diskriminierung, Hass und Gewalt ein und wendet sich wie die Kirche gegen rechtspopulistische Angriffe auf unser demokratisches Gemeinwesen.

Gute Nachbarschaft bleibt in einer interdependenten und global vernetzten Welt nicht auf den individuell überschaubaren Sozialraum begrenzt. Gemeinsam mit den Diakonien der europäischen Nachbarländer und den evangelischen Kirchen bleibt die Diakonie Deutschland im Verbund von Eurodiaconia und mit ihrem Brüsseler Büro engagiert für ein Europa des Friedens und der Freiheit und setzt sich für die Stärkung der sozialen Sicherungssysteme in der EU ein.

Unser Horizont reicht noch weiter: Diakonie Deutschland bildet gemeinsam mit „Brot für die Welt“ und „Diakonie Katastrophenhilfe“ das „Evangelische Werk für Diakonie und Entwicklung“. – „Wir sind Nachbarn. Alle.“ Diese schlichte Beschreibung, die gleichzeitig eine anstrebenswerte Haltung für eine friedliche und gerechte Zukunft enthält, gilt auch für das globale Dorf, in dem wir miteinander leben.

Ist diese sozialpolitische Denkungsart christlich? Ja, um nicht zu sagen urchristlich.

Dazwischengehen als Aufgabe von Kirche und Diakonie

Die ersten Christinnen und Christen im alten Rom lebten in einer Minderheit, aber ihre Barmherzigkeit, ihr besonderer Umgangston miteinander hatte Ausstrahlung weit über diese Minderheit hinaus, sozusagen in die Nachbarschaft hinein. Das kann man etwa bei Tertullian nachlesen, der im Rom des 2./3. Jahrhunderts beschreibt wie die Leute auf der Straße darüber redeten, wie „lieb sich die Christen doch hätten.“ Ein neuer, ein anderer Umgang, der schon damals die Neugier der Zeitgenossen weckte. Dieser andere Umgang war nicht zuletzt einer der Erfolgsfaktoren für die Ausbreitung des Christentums: Menschen wenden sich aus Glauben, aus

einem Überschuss an Hoffnung in ihrem Umfeld absichtslos und uneigennützig anderen Menschen zu. Die *Diakonia Dei*, der Dienst Gottes an den Menschen Solidarität, Gerechtigkeit und Nächstenliebe und seine Menschenfreundlichkeit, wird für andere auf diese Weise konkret und befreiend erfahrbar. Das ist Kirche in der Kraft des Geistes. Ich zitiere Gottfried Hamann:

„Das Christentum trat von Anfang an mit dem Anspruch auf, alle Menschen ohne Unterschied der Herkunft, des Geschlechts, der Rasse oder des sozialen Milieus zusammenzuführen, die miteinander teilen wollten.“¹

Dies wird schon an dem Begriff deutlich, denn Diakonia – beschrieb ursprünglich in der Gemeinde, den sehr konkreten Tischdienst beim gemeinsamen Essen. Doch von Beginn an bleibt Kirche keine Binnenbewegung, sondern tritt vermittelnd für andere ein. Jahrhundertlang ist der Begriff Diakonia vor allem mit dem Wort „Dienst“ übersetzt worden: Dienst am Menschen auf der Basis der christlichen Nächstenliebe. Dabei geht es immer um den Dienst an den Schwächsten einer Gesellschaft: an den Armen, den Alten, den Kranken, an den Menschen mit Handicaps, Menschen in Krisen. Diese Menschen sollen „satt werden“ – in einem sehr konkreten und in einem übertragenen Sinn. Inmitten dieser Menschen befinden sich die Arbeitsfelder der Diakonie.

Doch in dem alten Wort Diakonie steckt noch mehr als nur diese Bedeutung von „Dienst“: Der australische Theologe John Collins hat schon in den 1990er Jahren darauf aufmerksam gemacht. Collins konnte überzeugend zeigen, dass es zutreffender sei Diakonie mit „Verbindung“ oder „Vermittlung“ zu übersetzen. Die altgriechische Wortwurzel „Diak“ habe mit dem Verb „darauf losgehen“ zu tun. Menschen, die sich der Diakonie verpflichten, sind nicht einfach nur wohlthätige Diener. Sie sind Kuriere, Verbinder, Abgeordnete, Begegnungen-möglich-Macher, Brückenbauer.² Ihre Verortung liegt im Dazwischen. Die Nachbarschaft ist ihr natürlicher Ort.

¹ Gottfried Hamann, Die Geschichte der christlichen Diakonie. Praktizierte Nächstenliebe von der Antike bis zur Reformationszeit, Göttingen 2003, S. 60.

² Vgl. Henk de Roest: Ko-Initiieren, Ko-Wahrnehmen und strukturell „dazwischen“ sein, in: Eurich, Barth, Baumann, Wegner (Hgg.): Kirchen aktiv gegen Armut und Ausgrenzung, Stuttgart 2011, S.232 ff.

1. Diakonie im Kontext – Von Wichern bis Wichern drei /III

Im Laufe ihrer Geschichte haben sich Kirche und Diakonie immer wieder mit der Frage auseinandergesetzt, wie dieses vermittelnde Eintreten für andere in sich verändernden gesellschaftlichen Kontexten auftragsgemäß gestaltet werden muss.

Ich möchte nur auf drei historisch wichtige Zäsuren in den letzten drei Jahrhunderten in Deutschland verweisen, die folgenreich waren und anschaulich machen wie unterschiedlich sich „Solidarität“ in unterschiedlichen Kontexten buchstabiert:

a) In der Mitte des 19. Jahrhunderts reagiert Johann Hinrich Wichern auf die gesellschaftlichen Umbrüche der Industrialisierung und die damit verbundenen sozialen Umwälzungen und Notlagen. Er erkennt, dass allein einzelne lokale Initiativen angesichts tiefgreifender gesellschaftlicher Veränderungen zu wenig bewirken. Mit seinem Programm der "Inneren Mission" bewirkt er eine Vernetzung lokaler diakonischer Initiativen. Der Beginn dessen, was wir heute Diakonie nennen.

b) Im Kontext der gesellschaftlichen Neuordnung nach 1945 wird in Deutschland eine Neubestimmung des Verhältnisses von Staat und Zivilgesellschaft notwendig. – und Kirche und Diakonie vernetzen sich zunehmend nicht nur untereinander, sondern auch mit dem Staat und der Politik. In der diakoniewissenschaftlichen Forschung wird diese mit dem Namen Eugen Gerstenmaier verbundene Phase als 'Wichern II' bezeichnet.

Eine (unerwünschte) Nebenfolge dieser Entwicklung führt jedoch, wie der Historiker Kurt Nowak festgestellt hat, zur „Entstehung einer diakonischen Sonderwelt: sei es im Blick auf die Gesellschaft, sei es im Blick auf die Landeskirchen und Ortsgemeinden".³

Oder, wie der ehemalige EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber formuliert: „Es hat sich eine Entwicklung vollzogen, die auf der einen Seite zur Verselbstständigung der Diakonie und auf der anderen Seite zu einem Selbstverständnis von Gemeinde geführt hat, dem gegenüber die These

³ Kurt Nowak, Erbe und Auftrag Johann Hinrich Wicherns. Die Geschichtsschreibung der Diakonie als Thema der Kirchengeschichte

von der Diakonie als Lebens- und Wesensäußerung der Kirche manchmal wie eine Leerformel erscheint.“⁴.

c) Vor diesem Hintergrund forderte der Heidelberger Diakoniewissenschaftler und Sozialethiker Theodor Strohm bereits 1998 eine Neuausrichtung an Wicherns Programm – und bezeichnet dies als „Wichern drei“. Nach einer Phase der Professionalisierung und des Ausbaus öffentlich organisierter Hilfeformen wirbt er für eine Bewegung, die die soziale Verantwortung in lebensweltliche Kontexte zurückbringt.

Ich zitiere: „Es fehlen längerfristige, sozialräumliche, umfassende und damit zielgruppenabhängige Lösungsansätze, zum Beispiel durch Aufbau sozialer Netzwerke, die soziale Unterstützung sowohl in präventiver als auch kurativer und rehabilitativer Weise wirksam werden lassen. Zugleich müsste die einseitige Orientierung an professioneller Sozialarbeit zugunsten eines breiten Spektrums freiwilliger, von professionellen Kräften angeleiteter sozialer Arbeit überwunden werden. Aus dieser erweiterten Perspektive entspringt eine Fülle neuer Aufgaben und Handlungsfelder für bürgerschaftliches Engagement und freiwillige soziale Dienste, nicht zuletzt auch für den Bereich des sozialen Lernens. Es erscheint heute an der Zeit, eine neue Balance zwischen den sozialstaatlichen Expertenkulturen und den auf freiwilliger Initiative und gemeinsamer Verantwortung beruhenden »Kulturen des eigenen Lebens« (Ulrich Beck) herzustellen.

Grundlegend für kirchlich-diakonisches Engagement bei der Förderung und Initiierung des Bürgerengagements ist, dass auf Vereinnahmung verzichtet wird und das Ziel - die Hilfe für Notleidende - jederzeit das Zentrum bleibt. Mit dieser Haltung verträgt sich durchaus, die Quelle der eigenen Motivation kenntlich zu machen und Glauben zu bezeugen. Kennzeichnend ist, daß zugleich unbefangene geschichtliche oder im Ausland bewährte Modelle aufgegriffen, neu erprobt werden und ein breiter sozialer Lernprozeß eingeleitet wird.“⁵

Auch nahezu 20 Jahre später klingt das hochaktuell und programmatisch.

⁴ Wolfgang Huber, Diakonische Kirche mit Zukunft, 2001; <https://www.ekd.de/vortraege/huber/5820.html>

⁵ Theodor Strohm, „Wichern drei“. Die neue Kultur des Sozialen, 1998

Während Theodor Strohm 1998 mit „Wichern drei“ den Anschluss der Diakonie an soziale Netzwerke und eine Stärkung des zivilgesellschaftlichen Engagements fordert, setzt Wolfgang Huber kurz darauf mit fast identischem Titel (Wichern III) einen ganz anderen Akzent und fokussiert auf das Verhältnis von Kirche und Diakonie:

„Heute befinden wir uns in einer Situation, die ich als ‚Wichern III‘ bezeichnen möchte. Im Kern geht es darum, dass wir im Blick auf Schlüsselaufgaben in der Diakonie und in der Gemeinde den inneren Zusammenhang von Kirche und Diakonie neu herstellen, das Stichwort einer diakonischen Kirche neu mit Leben erfüllen, die These von der Diakonie als Wesens- und Lebensäußerung der Kirche aus dem Dornröschenschlaf der Leerformel wecken und tatsächlich wieder zu einer Leitlinie unseres Handelns machen müssen. Dabei geht es mir nicht so sehr und nicht einmal in erster Linie um organisatorische Voraussetzungen, sondern zuallererst um eine klare und gemeinsame inhaltliche Orientierung. Ich habe sie in Ansätzen schon beschrieben:

Die Zuwendung zum hilfsbedürftigen Nächsten ist Grundimpuls der Diakonie, aber ebenso auch Grundimpuls der Kirche. Diakonisches Handeln meint immer die Person des anderen in der Einheit von Leib und Seele, in der Pflicht, hinter der Hilfsbedürftigkeit den Menschen zu entdecken, also anderen zu helfen, ein eigener Mensch zu sein. Es geht darum, im anderen die unverwechselbare und von Gott geliebte Person zu sehen und auf diese Weise eine Diakonie zu entwickeln, die zur Bekräftigung des Evangeliums vor der Kirchentür wird.“⁶

Ich denke, liebe Damen und Herren, dass wir heute aufgefordert sind, diese beiden Ansätze – Diakonisches Handeln im Sozialraum und Diakonisches Handeln aus der Kerngemeinde heraus - zusammen zu denken und zu einer neuen Synthese zu entwickeln. Das Motto „Wir sind Nachbarn. Alle“ weist in diese Richtung. Ich möchte im Folgenden skizzieren, welcher Auftrag sich für Kirche und Diakonie als Mitgestalterinnen der Zivilgesellschaft und Akteure für Gerechtigkeit daraus meines Erachtens ergibt.

⁶ Wolfgang Huber, Diakonische Kirche mit Zukunft, 2001

Wichern drei /III als aktuelle Herausforderung für Kirche und Diakonie

Heute engagieren wir Christinnen und Christen uns unter anderen Bedingungen als zu Wicherns Zeiten. Unser Engagement findet in der Weltkirche auch jeweils andere Ausprägungen. In Lettland oder Polen, Ghana oder Togo, Rumänien oder den USA – sind die Aufgaben je nach Kontext unterschiedlich, die Organisation der Diakonien entsprechend ebenso. Trotzdem gilt für jede Kirche, dass sie nur als diakonische Kirche auch Kirche Jesu Christi ist.

Als Kirche Jesu Christi tragen wir gemeinsam mit den anderen Kräften der Zivilgesellschaft Verantwortung für Menschen im Sozialraum. Wir – das ist die Bevölkerungsgemeinschaft und als ein Teil von ihr sind es die uns wichtigen Organisationen Kirche und Diakonie.

Neue Kulturen der Kooperation von Kirche und Diakonie

Die Kirchengemeinden in Deutschland bieten immer noch eine hohe sozialräumliche Vernetzung, die sonst nur noch Bäcker, Apotheken und vielleicht noch Tankstellen aufweisen: Jedes Dorf hat seine Kirche. - Darum sind sie für das Einüben eines sich bereichernden Zusammenlebens der Verschiedenen ein wunderbar geeigneter Lernort und sozialer Kristallisationspunkt. Wo, wenn nicht im Umfeld der Kirche, besteht die Chance, unterschiedliche Formen und Ausprägungen von Exklusion zu überwinden. Auch die Exklusion der sozial und materiell Benachteiligten. Leider ist Gemeindewirklichkeit oft „bürgerlich“ dominiert. Deswegen sollten wir weiterhin beteiligungsorientierte und öffnende Formate entwickeln, eben für alle zugängliche Formen „der Bekräftigung des Evangeliums vor der Kirchentür“ (Huber, s.o.). Solche Formen von Gemeinde können an die Ausstrahlung der ersten Gemeinden anknüpfen, die sich als Gemeinschaft der Verschiedenen von der Praxis ihrer Umwelt augenscheinlich unterschieden.

Wir in Deutschland mit unserer hochdifferenzierten Diakonie könnten Veränderungsprozesse im Sozialraum gemeinsam mit den Kirchengemeinden anstoßen; die Arbeit mit Geflüchteten oder neue Modelle von Aktivierung und Vernetzung von Senioren bilden bereits überzeugende Beispiele.

Wie schaffen wir in ländlichen Kontexten genauso wie in den Quartieren der Städte einen lebensnahen und menschenfreundlichen Mix von haupt- und ehrenamtlichen, nachbarschaftlichen Versorgungs- und Begleitungsformen für die immer älter werdende

Menschen unter uns, die vor Ort alt werden wollen – ohne dass sie vorschnell in Heimen stationiert werden müssen? Da können interessante und zukunftsfähige soziale Netzwerke entstehen, die der Siebente Altenbericht der Bundesregierung beschreibt: Caring communities, sorgende Gemeinschaften - inspiriert aus dem Geist des Evangeliums. Es gibt schon viele gute Beispiele solcher gelingender Kooperation. Sie sind für mich eine sehr glaubwürdige, überzeugende und mit Händen zu greifende Form der Verkündigung des menschenfreundlichen Gottes. Realisierung von Solidarität.

Ich habe vor einiger Zeit einen schönen neuen Slogan kennengelernt: „WeQ statt IQ“. Darum geht es: Wie nutzen wir die Intelligenz, die Ressourcen und die Kreativität von Kollektiven und Netzwerken? Wie organisieren und schaffen wir mit Anderen zukünftig gemeinsam entwickelte, komplementäre Lösungen für das Gemeinwesen, für das gelingende Zusammenleben vor Ort? Welche Beiträge kann Kirche dazu leisten und was erfordert das auch von der institutionalisierten Diakonie als Mitspielerin? - Es geht vor allem um eine Haltung. Um die Art, wie wir uns auf unsere Welt und unsere konkrete Nachbarschaft einlassen. Das gilt auch für die Kirchen in Ländern, in denen Diakonie ganz anders organisiert ist. Kirche und Diakonie mit Anderen wäre in Weiterentwicklung eines berühmten Diktums Dietrich Bonhoeffers die dazu passende Leitvorstellung in einem säkularer, bunter und älter werdenden Umfeld.

Wir sollten neue Kompetenzen dafür entwickeln, wenn sich Lebens-Wirklichkeiten (Plural!) im digitalen Zeitalter schnell und netzwerkartig entwickeln. Wir wollen in Kirche und Diakonie solche Netzwerkkompetenzen systematisch ausbilden helfen und unterstützen. Wir werden uns auf ganz unterschiedlichen Ebenen darauf einstellen lernen, dass sich heute noch Vertrautes und Gewohntes vielleicht schon morgen ändert. Auch wir auf der Bundesebene probieren Neues aus, neue Partnerschaften. Diakonie Deutschland arbeitet zum Beispiel im Berliner Demografieforum mit Allianz und Vodafone Stiftung, mit Ministerien und Wissenschaft an Konzepten für die mit dem demographischen Wandel verbundenen vielfältigen Herausforderungen. Auch das ist ein offener Prozess, in dem wir Schritt für Schritt miteinander und voneinander lernen. – Auch die Organisation von solchen gemeinsamen Lernprozessen gehört zukünftig zu den Aufgaben, ein solidarisches oder solidarischeres Gemeinwesen mitzugestalten. Wie heißen die Partnerinnen und Partner in Ihren Gesellschaften, Ihren konkreten Nachbarschaften? Denken Sie auch an die, die eine andere Weltanschauung, aber doch ein gemeinsames Ziel haben? Wir sind Nachbarn. Alle.

Ich möchte nochmal den Diakoniewissenschaftler Theodor Strohm aus dem Jahr 1998 zitieren. Seine Analyse war bereits vor zwanzig Jahren treffend, und er hat immer noch recht: „Diakonische Arbeit ist heute nicht mehr ohne Bündnisse, Vernetzungen und Zusammenarbeit mit anderen sozial engagierten Verbänden, Gruppen und einzelnen Menschen möglich. Diakonie beschränkt sich nicht auf Kirchen und Christen. Gott ist in der Welt gegenwärtig auch außerhalb der Kirchen. Die Aufgabe der Humanisierung führt alle Bürgerinnen und Bürger zusammen, gleich welcher Weltanschauung sie sind. Diakonie verzichtet auf kirchliche Bevormundung und fördert persönliche Verantwortung. In kritischer Partnerschaft mit dem Staat geht es ihr um ein Zusammenwirken mit denjenigen Kräften in der Gesellschaft, die für menschenwürdige Lebensbedingungen, ein gerechtes und solidarisches Gemeinwesen eintreten.“⁷

4. Solidarität in Kirche und Zivilgesellschaft – gemeinsam unterwegs

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Brüder und Schwestern. Die evangelische Christenheit auf der ganzen Welt erinnert sich in diesem Jahr an ihre Wurzeln im 16. Jahrhundert. Die Reformation hat in die Diskussion der sozialen Gerechtigkeit eingebracht, dass es im Kern nicht nur um eine ausgleichende Gerechtigkeit geht. Obwohl die Frage einer gerechten Verteilung von Gütern und Wohlstand wichtig ist, geht es bei sozialer Gerechtigkeit um etwas anderes. Es geht um die gesellschaftliche Verpflichtung und den öffentlichen Auftrag die grundsätzliche Gleichheit der Menschen durch gesicherte Existenz und Auskommen zu gewährleisten. Säkular formuliert sich diese Verpflichtung in der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948: „Jeder hat das Recht auf einen Lebensstandard, der seine und seiner Familie, Gesundheit und Wohl gewährleistet, einschließlich Nahrung, Kleidung, Wohnung, ärztliche Versorgung und notwendige soziale Leistungen sowie das Recht auf Sicherheit im Falle von Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität oder Verwitmung, im Alter sowie bei anderweitigem Verlust seiner Unterhaltsmittel durch unverschuldete Umstände.“⁸

⁷ Theodor Strohm, „Wichern drei“. Die neue Kultur des Sozialen, 1998

⁸ A.a.O.: S.22

Das reformatorische Verständnis von Gerechtigkeit hat auf vielfältige Weise unsere heutigen Gerechtigkeitsvorstellungen beeinflusst: „Gerechtigkeit ist zum Grundgedanken der Sozialstaatlichkeit geworden. Gerechtigkeit zielt zuerst auf die Achtung der Würde des Menschen und die Anerkennung der Person mit ihren Lebenschancen und Lebensrechten. Jeder Mensch darf sich voraussetzungslos seiner Würde bewusst sein. Für die Reformatoren wurzelte diese Gewissheit darin, dass Gott zuerst den Menschen gerecht macht – rechtfertigt. Darum bleibt Gerechtigkeit mit Freiheit verbunden. Es liegt an jedem Menschen, mit seinen Gaben und Begabungen darauf zu antworten. Darum verbindet sich Gerechtigkeit mit der Leitvorstellung Inklusion. Nur eine inklusive Gesellschaft kann eine gerechte Gesellschaft sein. Gerechtigkeit fordert dazu heraus, der unterschiedslos geltenden Würde des je unterschiedlichen Menschen gerecht zu werden.“⁹

Das gilt für alle Menschen. Weltweit. Solidarität kennt keine Grenzen. Wir haben viel zu tun in Kirche und Zivilgesellschaft, als Kirche und Diakonie mit Anderen auf diesem erwählten Planeten. als Kirche und Diakonie mit Anderen auf diesem und für diesen wunderbar erwählten Planeten. Damit alle Menschen in den Genuss dieser Rechte kommen. Gottes Solidarität kennt keine Grenzen. Er stärke und ermutige uns durch seinen lebendigen, Leben schaffenden Geist zu einem Leben in Solidarität und erneuernder Gemeinschaft.

⁹ Ulrich Lilie / Ingolf Hübner: Gerechtigkeit. Reformation Heute. 2017, Seite 28f.